



Leseprobe aus Erhard und Sammet, Sequenzanalyse praktisch, ISBN 978-3-7799-3695-4

© 2018 Beltz Juventa in der Verlagsgruppe Beltz, Weinheim Basel

[http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?](http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-7799-3695-4)

isbn=978-3-7799-3695-4

Methodologische Grundlagen und praktische Verfahren der Sequenzanalyse

Eine didaktische Einführung

Kornelia Sammet und Franz Erhard

Die Beiträge in diesem Band sollen veranschaulichen, wie Sequenzanalysen praktisch durchgeführt werden und wie sie zu Generalisierungen verdichtet werden können. In dieser didaktischen Hinführung möchten wir jedoch zunächst allgemeiner und etwas ausführlicher die methodologischen Grundlagen und einzelne Verfahrensschritte von Sequenzanalysen erläutern und das konkrete Vorgehen in einem Forschungsprojekt vorstellen. Da diese Prinzipien und Auswertungsverfahren von allen Beiträgen geteilt werden, können die Autorinnen auf deren Darstellung verzichten und sich darauf konzentrieren, wie sie ihre Fragestellung entwickelt und praktisch umgesetzt haben. Sie können zeigen, wie sie mit Hilfe sequentieller Analysen ihr Datenmaterial bearbeitet und zu generalisierenden Schlussfolgerungen gekommen sind. Die ausführlichere Darstellung an dieser Stelle soll Leserinnen helfen, die zur Anwendung gekommenen Methoden nachvollziehen und auf eigene Forschungsvorhaben übertragen zu können. Die methodologischen Teile dieser didaktischen Einleitung sollen darüber hinaus vermitteln, dass sich gerade in der Zeit der Etablierung qualitativer Methoden in Deutschland verschiedene Autorinnen darum bemüht haben, das, was in sequentiellen Verfahren praktisch umgesetzt wird, erkenntnis- und wissenschaftstheoretisch zu begründen. Dadurch können die Verfahren den Anspruch erheben, auf *methodisch kontrollierte Weise* über die analysierten Daten hinausgreifende Verallgemeinerungen hervorbringen zu können.

In den folgenden Abschnitten wollen wir zunächst erläutern, was bei der Entwicklung eines qualitativen Forschungsprojektes – welchen Umfangs auch immer – zu beachten ist. Dazu gehören die Formulierung einer soziologischen Fragenstellung, die Entscheidung für Erhebungs- und Auswertungsverfahren sowie der Zugang zum Feld (1.). Daran anschließend skizzieren wir die methodologischen Grundlagen und methodischen Vorgehensweise eines prominenten sequenzanalytischen Interpretationsverfahrens, nämlich der Objektiven Hermeneutik, die in den meisten der im Buch versammelten Aufsätze zum Einsatz kommt (2.). Danach stellen wir Strategien der Generalisierung und Typenbildung vor (3.) und gehen auf die Frage ein, wie man die Ergebnisse einer sequenzanalytischen Auswertung in Haus- und Abschlussarbeiten darstellen kann und was dabei zu beachten ist (4.).

1 Formulierung der Fragestellung und Methodenwahl

Qualitativ-rekonstruktive Forschung zeichnet sich durch das *Prinzip der Offenheit* aus, an dem man sich in der Forschung durchgängig orientieren sollte. Gemeint ist damit, dass man (nach Möglichkeit) das eigene wissenschaftliche und alltagspraktische Vorwissen ausklammert. Zudem muss man im Forschungsprozess immer wieder begründungsbedürftige und reflektierte, zugleich aber auch revidierbare Entscheidungen treffen. In der Grounded Theory wird in diesem Zusammenhang vom zirkulären Charakter (Hildenbrand 2000, S. 33) des Forschungsprozesses im Sinne eines „Hin- und Herpendelns“ (Strauss 1994, S. 47) zwischen Datenerhebung, Auswertung und dem Niederschreiben der Ergebnisse gesprochen, was im Prinzip auch für andere qualitative Methodologien gilt. Damit ist gemeint, dass man aufgrund der Erkenntnisse aus den Auswertungen zu alten Daten zurückkehrt, seine theoretischen Positionierungen anpasst, seine Erhebungsverfahren überdenkt und seine Sampling-Strategien weiter entwickelt. Kurz: Alle den Fortgang des Forschungsprozesses betreffenden Entscheidungen sind im Interesse der *Theoriegenerierung* zu fällen, auf die jedes Forschungsprojekt hinausläuft. Das heißt aber zugleich, dass eine soziologische Fragestellung, die als Dreh- und Angelpunkt für die Erhebung wie für die Auswertung fungiert, unabdingbar ist.

Die *Fragestellung* für ein Forschungsvorhaben entsteht oft durch eine Irritation, durch die ein bisher unhinterfragter Sachverhalt als erklärungsbedürftig erscheint. Oder es ist schlicht Neugier und das Interesse für ein bestimmtes Thema. Man kann auch in der Forschungsliteratur auf eine Theorie stoßen und sich näher damit beschäftigen. Ein Beispiel, das unserer eigenen Forschungserfahrung entnommen ist, wäre die Frage, was Paare eigentlich zusammenbringt, und die dazu in der quantitativen Forschung formulierte „Homogamie-These“. Danach werden überwiegend Partner mit ähnlichen sozialen Merkmalen gewählt, z. B. in Hinblick auf soziale Herkunft oder Konfession bzw. durch den Trend zur Angleichung der Bildungsniveaus zwischen Männern und Frauen seit den 1950er Jahren verstärkt auf Bildung.¹ Diese These widerspricht der Theorie einer Individualisierung der Gesellschaft, wonach die soziale Herkunft eine immer geringere Rolle spielt und die Biographie zunehmend durch individuelle Entscheidungen bestimmt sei. Und sie widerspricht dem Ideal der romantischen Liebe, für die die Andere eine besondere, einzigartige Person ist und die auf einer affektiven Bindung basiert (Sammet 2003). Daran kann man die vorläufige Frage anschließen: In welchem Verhältnis stehen Homogamie und die Semantik der romantischen Liebe bei der Partnerwahl?

1 Zum letzten Punkt Blossfeld/Timm (1997) sowie Lenz (2003, S. 55).

Damit ist ein erstes Erkenntnisinteresse formuliert, allerdings unter Rückgriff auf Theorien, die sich auf den fraglichen Gegenstand beziehen. Diese *gegenstandsbezogenen* Theorien sind im weiteren Prozess erst einmal zurückzustellen, damit man in seinen Daten nicht einfach das findet, was man vorher mit der Theorie an die Daten herangetragen hat – im Fall des hier verwendeten Beispiels die Theorie der homogamen Partnerwahl. Stattdessen überlegt man sich, wie man das, was einen am Thema interessiert, *metatheoretisch* erfassen kann. Man muss daher zunächst die Fragestellung weiter ausarbeiten und präzisieren. Es könnte z. B. interessieren, wie sich die Partner kennenlernen und wie sie sich bei einer ersten Begegnung wechselseitig wahrnehmen. Es ginge dann darum, welche Person man beim Kennenlernen jeweils für die andere ist bzw. wird, wodurch Interesse hervorgerufen wird, wie dieses Interesse wechselseitig signalisiert und bestätigt wird und wie aus dem anfänglichen Interesse dann etwas Dauerhaftes wird. Welche Bilder von der anderen entwirft man dabei, und wie präsentiert man sich selbst? Diese Prozesse kann man als Selbst- und Fremdtypisierungen fassen und die Fragestellung in Hinblick auf ihre interaktive Aushandlung und damit auf die Herstellung von Identität formulieren. In Hinblick auf Identität kann man dann zum einen die Identität der Einzelnen als Teil des Paares und auf kollektiver Ebene die Paaridentität in den Blick nehmen (Herma et al. 2002). In diesem Fall wären *Identität* und *Interaktion* metatheoretische Begriffe, die helfen, einen analytischen Blick beispielsweise auf Interviews mit Paaren zu werfen. Im Kontext der Grounded Theory, die ja die Theoriegenerierung und damit die Offenheit der Forschung besonders betont, wurden solche Metatheorien als *sensibilisierende Konzepte* (Strauss/Corbin 1996, S. 33f.) eingeführt.

Metatheorien sind nach Przyborski/Wohlrab-Sahr (2008, S. 43) „begrifflich-theoretische Grundlagen“, die – im Gegensatz zu *gegenstandsbezogenen* Theorien – „mit dem Gegenstand, auf welchen sich das Erkenntnisinteresse richtet, nur mittelbar etwas zu tun haben“. Bohnsack (1989, S. 10) spricht in diesem Zusammenhang auch von „formale[n] oder ‚formalsoziologische[n]‘ Kategorien“. Als Beispiele nennt er Lebensorientierung, Generation, Gruppe und Individuierung – Konzepte, die auf Gegenstände bezogen ihr Erklärungspotenzial erweisen müssen.

Nun kann man – um weiter bei dem Beispiel der Paarbildung zu bleiben – nicht unmittelbar beobachten, wie Paare entstehen.² Es handelt sich dabei um einen länger andauernden Prozess, bei dem man nicht ständig oder in den entscheidenden Situationen dabei sein kann, weil diese Ereignisse nicht vorher-

2 Vgl. zum Thema Macht in Paarbeziehungen im Zusammenhang mit Entscheidungssituationen und zum Abwägen der Datenauswahl in Bezug auf Paare auch Przyborski/Wohlrab-Sahr (2008, S. 20–22).

sehbar und zu intim sind. Man muss sich also fragen, wie man an belastbare Daten gelangt, mithilfe derer sich die eigene Fragestellung bearbeiten lässt und wie man diese Daten dann aufschlüsselt. Damit sind Überlegungen zur Wahl einer geeigneten Erhebungsform und eines dazu passenden Auswertungsverfahrens berührt. Wo finde ich Datenmaterial bzw. welches Material muss ich auf welche Weise erheben? Dabei gibt es wiederum einige Punkte, die man bedenken und entscheiden muss. Für manche Fragestellungen – wie bei der Frage nach der Entstehung von Paaren – kann auf bereits vorliegende Daten zurückgegriffen werden, wie z. B. Tagebücher. Aber auch dieses Datenmaterial muss erst beschafft werden, beispielsweise in Tagebuch-Archiven. Zu klären ist dann auch, welche Perspektive auf Paarbildungen man mit der Analyse von Tagebüchern auf den Gegenstand Paarbildung einnimmt und welcher Ausschnitt der sozialen Realität damit erfasst wird. Wer schreibt Tagebücher zu welchem Zweck (z. B. zur Selbsterkundung und Reflexion der eigenen Handlungsmuster, als Erinnerung für spätere Lebensphasen oder zur Dokumentation für die Nachwelt), und wer überlässt seine Tagebücher öffentlich zugänglichen Archiven oder anderen Institutionen für Forschungszwecke?

Abhängig von der Fragestellung könnte es auch sinnvoll sein, Material selbst zu erheben. Im Fall der Paarbildung könnte man sich diesen Prozess im Nachhinein mittels Interviews erzählen lassen. Solche *biographisch-narrativen Interviews* sind etwa dann angemessen, wenn *Erzählungen*, d. h. die Schilderungen von Ereignisverkettungen, analysiert werden sollen, die von der erzählenden Person selbst erlebt wurden (Schütze 1982). Diese Erzählungen können sich in unserem Fall z. B. darauf beziehen, wie es zur Paarbildung und gegebenenfalls zur Familiengründung gekommen ist. Dabei ist methodisch in Rechnung zu stellen, dass in solchen Interviews einerseits Abläufe vergegenwärtigt werden, andererseits sich das Paar aber auch durch seine „Eigengeschichten“ (Lenz/Mayer 2004) als Paar zur Darstellung bringt und seine Identitätskonstruktionen präsentiert. Je nachdem, welcher Aspekt in der Forschung im Vordergrund steht, sind daher eher gemeinsame Interviews mit dem Paar oder Einzelinterviews mit den beteiligten Personen durchzuführen. In der letzteren Variante hat man die Chance, unterschiedliche Varianten des Zusammenkommens erzählt zu bekommen (Sammet/Herma 2005).

Wenn es dagegen um interaktive Praktiken geht, ist es nicht sinnvoll, eine biographische Form der Befragung zu wählen. Man könnte Paarinterviews erheben und sich bei der Auswertung auf die interaktiven Aushandlungen der beiden Personen konzentrieren. Oder man könnte Beobachtungen durchführen oder Videoaufzeichnungen analysieren. Wenn man sich beispielsweise für die Anbahnung einer Paarbildung interessiert, könnte man Beobachtungen an Orten anstellen, wo dies besonders häufig geschieht und die zumindest von manchen gerade zu diesem Zweck aufgesucht werden. Hier wäre an Clubs oder Diskotheken zu denken, also an Orte, die für Flirts und mehr oder weniger verbindliche Kontakt-

anbahnungen einen institutionalisierten Rahmen bereithalten. Eine andere Möglichkeit wären Veranstaltungen wie ein Speed-Dating oder auch die Teilnahme an Internetforen und Dating-Apps – in diesem Fall ist die Rahmung expliziter und man selbst als Forscherin auch involviert. Ein Nachteil bei diesem Vorgehen wäre, dass man nicht wirklich sagen kann, ob aus den Anbahnungen auch tatsächlich (nachhaltige) Paarbildungen resultieren. Alternativ könnte man sich aber auch verstärkt darauf konzentrieren, wie bestehende Paare (und daraus entstehende Familien) sich ihre Zusammengehörigkeit wechselseitig und nach außen hin anzeigen und herstellen. Auch dafür wären Beobachtungen im öffentlichen Raum (z. B. in Parks, auf Spielplätzen oder auch in Cafés) geeignet.

Man könnte aber auch kulturelle Muster und Vorgaben, mit denen sich Personen – sei es in orientierender Funktion oder in abgrenzender Weise – in Bezug auf Paarbildung zu unterschiedlichen Zeiten auseinanderzusetzen hatten, ins Zentrum des Interesses stellen. Dann könnte man kulturelle Verarbeitungen – wie z. B. Romane (Lenz 2003), Spielfilme (Sammet 2003) oder auch Liebeslieder (Herma 2003) – oder Ratgeberliteratur (Lenz 2003) heranziehen.³

Man sieht also bereits an diesen exemplarisch angestellten Überlegungen, dass sich zu einem bestimmten interessierenden Gegenstand oder Thema ganz unterschiedliche Fragestellungen entwickeln lassen. Die Methodenwahl muss wiederum darauf abgestimmt werden, und ihre Vor- und Nachteile sind zu reflektieren. Gleichzeitig muss man sich auch in Bezug auf die eigene Frage flexibel zeigen. Diese kann und sollte in Abhängigkeit von der Reichweite und der Realisierbarkeit der gewählten Methode im Verlauf der Forschung beständig angepasst, rejustiert und umformuliert werden können. Auch das folgt ja aus dem Prinzip Offenheit: eine gewisse Flexibilität, mit der man auf das, was einem in der Forschung begegnet, reagieren kann.

Analog dazu sind in der qualitativen Forschung Erhebung und Auswertung eng aufeinander bezogen. Das bedeutet, dass das erhobene Material eine geeignete Grundlage für das gewählte Auswertungsverfahren bilden muss bzw. dass man das Datenmaterial so auswählt, dass es mit der präferierten Methode ausgewertet werden kann.⁴ Wenn man sich konversationsanalytisch für die interaktiven Praktiken im Alltag von Paaren interessiert, wären beispielsweise Videoaufnahmen

3 In Bezug auf Musiktexte erläutert Herma dazu: „[Sie] ‚spiegeln‘ daher keine Realverhältnisse wider, sondern greifen in schematisierender Weise gängige Konventionen der Alltagswirklichkeit und Alltagserfahrung auf; sie bieten dadurch aber eine Schnittstelle zu kollektiv geltenden Sinn- und Ordnungsmustern der Alltagswelt“ (Herma 2003, S. 145).

4 Ein weiterer wichtiger Punkt, den es am Anfang jedes Forschungsvorhabens zu klären gilt, ist der *Feldzugang*. Welchen Zugang man wählt, hat entscheidenden Einfluss darauf, welchen Ausschnitt der Realität man zu Gesicht bekommt. Dabei ist vor allem darauf zu achten, wie man die Kontaktaufnahme anbaut und wie man sich als Forscherin positioniert. Vgl. dazu u. a. Knoblauch (2003, S. 81f.).

des gemeinsamen Kochens hilfreich. Zur Untersuchung von Flirtinteraktionen könnte man Videoaufzeichnungen aus Diskotheken oder auch Sequenzen aus Liebesfilmen zugrunde legen. Wenn man sich dagegen für die kollektive Identitätskonstruktion von Paaren interessiert, sollte man Paarinterviews heranziehen.

Da für eine fruchtbare sequenzanalytische Auswertung und die darauf aufbauende Theoriebildung diese Prinzipien des flexiblen und offenen Abstimmens von Fragestellung und methodischem Vorgehen von entscheidender Bedeutung sind, nehmen auch in allen empirischen Beiträgen in diesem Buch die Formulierung der Fragestellung und die Begründung der Methodenwahl eine wichtige Rolle ein. Sie müssen in jeder Arbeit offengelegt und plausibilisiert werden, um der Leserin die Möglichkeit zu geben, die Güte und die Reichweite der Ergebnisse ermessen zu können.

2 Sequenzanalyse

Dieses Buch trägt den Titel „Sequenzanalyse praktisch“, weil wir vorführen wollen, wie Sequenzanalysen von Anfang bis Ende durchgeführt werden und wie man darauf aufbauend zu Generalisierungen kommen kann. In dieser didaktischen Einleitung stellt sich aber zuerst einmal die Aufgabe zu erläutern, wie Sequenzanalysen generell vorgehen, welche methodischen Schritte vorgeschlagen werden und wie Sequenzanalysen im Kanon der Methoden empirischer Sozialforschung einzuordnen sind. Warum also soll man sie überhaupt durchführen? Und auf welcher methodologischen Grundlage steht man damit? Sequenzanalytischen Verfahren – insbesondere der Objektiven Hermeneutik – wird von Außenstehenden oft vorgeworfen, dass sie zeitintensiv seien und unangemessen hohen Aufwand betreiben würden (Reichertz 1991, S. 227). Stundenlang würden in Interpretationssitzungen bzw. über viele Seiten in Publikationen nur wenige Wörter oder Sätze minutiös ausgedeutet. Wir behaupten aufgrund unserer Forschungserfahrung (und die Fallanalysen in diesem Buch belegen dies), dass das Gegenteil der Fall ist: Sequenzanalysen sind besonders effizient, da sie mit relativ wenig Datenmaterial einen großen Ertrag ermöglichen.⁵ Die intensive Datenauswertung dient dabei immer dem Ziel der Generierung einer empirisch gehaltvollen Theorie.

Wir möchten hier prominent auf die methodologische Einordnung und die Verfahrensweisen der Objektiven Hermeneutik eingehen, zum einen weil ihre Begründer (allen voran Ulrich Oevermann) besondere Anstrengungen darauf

5 Dass man mit der Objektiven Hermeneutik vergleichsweise schnell zu Ergebnissen kommen kann, betont auch Brüsemeister in seiner Darstellung der Objektiven Hermeneutik (2008, S. 217f.).

verwendet haben, das Vorgehen theoretisch und methodologisch zu begründen. Zum anderen arbeiten wir selbst mit den von der Objektiven Hermeneutik vorgeschlagenen Verfahren und haben damit in unserer Forschungs- und Lehrpraxis sehr gute Erfahrungen gemacht. Mit dieser Vereinseitigung ist nicht gesagt, dass man durch sequenzanalytische Vorgehensweisen anderer Methodologien nicht ebenso brauchbare Ergebnisse erzielt werden könnten. Viele Punkte, die für das Vorgehen mit der Objektiven Hermeneutik ausgearbeitet wurden, gelten auch für sie.

2.1 Wissenschaftliche Verortung der Objektiven Hermeneutik

Die Bezeichnung „Objektive Hermeneutik“ enthält zwei Bestandteile. Die *Hermeneutik* befasst sich mit dem Auslegen von Texten, und allgemeiner: mit dem Verstehen von Sinn. Schon im Mittelalter ging es dabei um die Kunst der Auslegung wichtiger religiöser Texte, vor allem der Bibel, und von Gesetzen. Hermeneutik war also vor allem Aufgabe von Theologen und Juristen. Seit der Neuzeit haben dann in erster Linie Philosophen grundsätzlicher über Voraussetzungen und Verfahren des Verstehens und der angemessenen Interpretation nachgedacht. Daraus entwickelte sich die Hermeneutik als eine Theorie des Verstehens auf der einen Seite und als Lehre eines methodisierten Auslegens von Text auf der anderen Seite.⁶ An diese *Methodisierung* der Textinterpretation schließt der zweite Bestandteil der Bezeichnung an: Es geht um ein *objektives* Verstehen, das zugleich eine über die subjektive Intention hinausgehende Sinnenebene erschließen soll.

Als Begründer der Objektiven Hermeneutik gilt Ulrich Oevermann, der 1940 geboren wurde. Er studierte Geschichte und Sprachwissenschaften und befasste sich in seiner Dissertation mit dem Thema Sprache und soziale Herkunft. Darin untersuchte er mit einem linguistischen Interesse auf der Basis von Schulaufsätzen, wie der Sprachgebrauch der Schülerinnen vom jeweiligen Herkunftsmilieu bestimmt wird. Ab 1964 war Oevermann als Assistent bei Jürgen Habermas am Lehrstuhl für Philosophie und Soziologie der Universität Frankfurt am Main tätig, 1968 wechselte er an das Max-Planck-Institut für Bildungsforschung nach Berlin. 1977 wurde Oevermann auf den Lehrstuhl für Soziologie und Sozialpsychologie am Institut für Grundlagen der Gesellschaftswissenschaften der Frankfurter Goethe-Universität berufen, wo er 2008 emeritiert wurde.

6 Zur vor allem neuzeitlichen Entwicklung der Hermeneutik als wissenschaftliches Erklärungsschema vgl. beispielsweise Poser (2001, S. 209–234).

Die Objektive Hermeneutik wurde in den 1970er Jahren von Oevermann und seinen Mitarbeiterinnen entwickelt. Dazu gehörten unter anderem Tilman Allert, Elisabeth Konau, Jürgen Krambeck und Yvonne Schütze. Oevermann leitete damals am Max-Planck-Institut für Bildungsforschung ein groß angelegtes quantitatives Forschungsprojekt zum Zusammenhang von Elternhaus und Schule. Die Forscher benutzten zunächst nur quantitative Methoden (Oevermann 1973), mit denen unterschiedlichste Dimensionen erfasst werden sollten, darunter auch innerfamiliäre Kommunikations- und Erziehungsstile, Wertorientierungen sowie kognitive Stile, mit denen wiederum die Schulleistung der Kinder erklärt werden sollte. Die durchgeführten Untersuchungen dienten zur Entwicklung von Messinstrumenten für eine groß angelegte Erhebung, die aber letztlich nie durchgeführt wurde. Zugleich wuchs das Interesse an linguistischen Konzepten und an Theorien, mit denen die sprachliche Dimension des Forschungsgegenstandes angemessener erfasst werden konnte. Die Forschergruppe beschloss daher, ergänzend und zunächst vorrangig zur methodischen Kontrolle das, was durch die Standardisierung und Quantifizierung differenziert worden war, in seinem Zusammenwirken dort zu untersuchen, wo es alltäglich und naturwüchsig stattfindet. Das heißt, Sozialisationsprozesse sollten in situ erforscht werden, wo sie sich tatsächlich vollziehen, nämlich im familiären Zusammenleben. Hier setzte sich wieder das Interesse Oevermanns am Sprachgebrauch durch. Allerdings brachte das die Herausforderung mit sich, für dieses spezifische Datenmaterial ein angemessenes Auswertungsverfahren zu entwickeln. Dieses neue Verfahren basierte wesentlich auf sequentiellen Analysen von in Protokollen dokumentierten natürlichen Familieninteraktionen (Oevermann et al. 1979). Die Methodologie der Objektiven Hermeneutik und das dazugehörige Verfahren der Sequenzanalyse wurden in diesem Projekt erstmals erprobt und quasi praktisch erarbeitet.

Die 1970er Jahre waren zugleich die Zeit, in der befördert durch Impulse vor allem aus den USA und durch Kontakte mit amerikanischen Forschern in verschiedenen institutionellen Kontexten in Deutschland (insbesondere in Bielefeld) qualitative Methoden entwickelt und etabliert wurden. Dabei wurde an verschiedene Theorietraditionen angeschlossen, was die Diversität von Ansätzen, zugleich aber eine gewisse Konkurrenz mit wechselseitigen Anregungen und Abgrenzungstendenzen beförderte. Für die Entwicklung einer Denkweise, die das Soziale als sequentiell organisiert betrachtet, und der darauf basierenden Ausformulierung einer sequenzanalytischen Methodologie waren vor allem der symbolische Interaktionismus in Anschluss an George Herbert Mead und die Überlegungen zur „Krise“ im sozialen Alltag von Harold Garfinkel (1973), der als Begründer der Ethnomethodologie gilt, einflussreich. Daher enthalten die frühen Texte aus den 1970er und 1980er Jahren, mit denen die Methode der Objektiven Hermeneutik der wissenschaftlichen Öffentlichkeit vorgestellt wurde (v. a. Oevermann et al. 1979, 1980; Oevermann 1983, 1991), sehr viele me-

thodologische und theoretische Verweise, die manchmal explizit gemacht werden, sehr häufig aber auch nur implizit bleiben. Unter anderem deshalb sind die Aufsätze sehr schwer zugänglich; sie sind lang, oft umständlich und nicht besonders eingängig geschrieben. Sie erschließen sich erst nach wiederholter mühsamer Lektüre. Außerdem schrecken die – manchmal als sehr aggressiv oder zumindest leidenschaftlich wahrgenommenen – Abgrenzungen von anderen Methodologien manche Leserinnen ab. Doch mittlerweile gibt es nach unserem Eindruck besser verständliche und didaktisch angelegte Einführungen, unter anderem von Wernet (2000), von Rosenthal (2005) und von Wohlrab-Sahr (2003; Przyborski/Wohlrab Sahr 2008, S. 240–271) sowie von Kleemann, Krähnke und Matuschek (2009, S. 111–152). Wer sich mit der Objektiven Hermeneutik näher befassen möchte, dem empfehlen wir zum Einstieg diese Autorinnen.

2.2 Grundprinzipien der Objektiven Hermeneutik

Der hermeneutischen Tradition entsprechend ist für die Objektive Hermeneutik (aber auch für andere interpretative Verfahren) das *Sinnverstehen* zentral. Sinnverstehende Forschung grenzt sich ab von der quantifizierenden und standardisierenden Sozialforschung, die sich in ihrer Forschungslogik an den Naturwissenschaften und damit einem nomologisch-deduktiven Wissenschaftsverständnis orientiert. „Sinn“ wird in der Objektiven Hermeneutik nicht darauf beschränkt, was Handelnde oder Sprechende ihrem Tun und Kommunizieren selbst an Sinn zuschreiben, mit anderen Worten: was subjektiv-intentional repräsentiert ist. Vielmehr zielt die objektive Hermeneutik darauf, dass der *objektive* bzw. *latente* Sinn von Äußerungen und Handlungen herausarbeitet wird. Es geht ihr um den in einer Äußerung mitgeführten Sinn, d. h. um die darin enthaltenen Bedeutungsschichten, an die in der folgenden Sequenz angeschlossen werden kann. Insofern zielt die Objektive Hermeneutik auf einen *interaktiven* bzw. *sozialen* Sinn, da rekonstruiert und expliziert wird, wie etwas einerseits verstanden werden *kann* (latenter Sinn) und wie es andererseits in Interaktionen tatsächlich verstanden wurde (sozialer Sinn). In Interaktionen zeigt sich am deutlichsten, dass Sinn – mit systemtheoretischen Anleihen formuliert (Luhmann 1984, S. 203) – nicht nur von einer Autorin (gewissermaßen der 1. Person) *mitgeteilt*, sondern auch von einer Adressatin (der 2. Person) *verstanden* werden muss. Kurz ausgedrückt: Erst durch das Verstehen – genauer: die Deutung und Validierung einer Äußerung durch andere – entsteht Sinn.

Dieses Grundverständnis bestimmt auch die Analyse von Texten. Sie werden als *Ausdrucksgestalten* verstanden, womit zunächst gemeint ist, dass die Sprechenden und Handelnden etwas *subjektiv-intentional* ausdrücken wollen. Zugleich geht die Objektive Hermeneutik aber davon aus, dass Äußerungen